

Hermannstädter Zeitung vereinigt mit dem Siebenbürger Boten.

Subscribenten
werden in der Administration dieses Blattes (Bintzerstraße 9) angenommen;
ferner bei den Annoncen-Expeditoren: in Budapest: Haasenstein & Vogler, A. V. Goldberger, in Wien: A. Oppell, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, M. Duker Nachf. (Max Augenthaler & Emericch Lesser), H. Schalek, J. Danneberg; in Berlin, Hamburg, Paris: Haasenstein & Vogler; in Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler, G. L. Daube & Co.

Insertionspreis:
Der Raum einer einseitigen Spalte kostet beim einmaligen Einrücken 7 fr., das zweite Mal 6 fr., das dritte Mal 5 fr. 2. B., evtl. der Stempelgebühr à 30 fr.

Verkaufspreis:
in loco:
Halbjährig . . . 10 fl. — fr.
Vierteljährig . . . 5 „ — „
Monatlich . . . 85 „ — „
Mit Zustellung in's Haus, monatlich 1 „ — „
Einzeln Nummern 5 fr.
Mit Postverendung:
in Island:
Halbjährig . . . 7 fl. — fr.
Vierteljährig . . . 3 „ 50 „
in Ausland:
Halbjährig . . . 9 fl. — fr.
Vierteljährig . . . 4 „ 50 „
Für die Redaction verantwortlich: Friedrich Roth.
Manuscripte werden nicht zurückgegeben; unanfertigte Briefe nicht angenommen.

Abonnements-Bureau: In Aachen bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Altbach bei Herrn Josef Wagner, Kaufmann; in Klausenburg bei Herrn Johann Steln, Buchhändler; in Agram bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeldner, Buchhändler; in Loco, Unterstadt bei Herrn Ludwig Kurovsky, Kaufmann, Schmiedgasse Nr. 17, woselbst die Abonnements-Beiträge franco erbeten werden.

Nr. 45.

Hermannstadt, Donnerstag den 25. Februar 1897.

113. Jahrgang.

Politik im Culturverein.

Budapest, 22. Februar.

„Budapesti Hirlap“ reflectirt auf die im Schoße des siebenbürgisch-ungarischen Culturvereines ausgebrochenen Reibungen und trachtet, die beiden gegnerischen Lager zu beschwichtigen. Das Blatt fährt in seinem Beschwichtigungstexte viel Wahres an, sagt aber doch nicht die ganze Wahrheit. Die volle Wahrheit ist nämlich die, daß der Präsident des Vereines, Graf Gabriel Bethlen, sowie seine Waffengefährten aus dem Culturvereine eine Filiale der Nationalpartei und der Ugronpartei machen möchten.

Sie sagen, die heißen Flammen schlagen aus dem Dache des Enke, folglich müsse man löschen. Dem Vereine drohe große Gefahr, sagen sie, er geht dem gänglichen Verfall entgegen. Der Verein könne nicht mehr bestehen, weil sein Hauptsecretär ein — liberaler Abgeordneter ist.

Unter den Functionären, Präsidenten, Vicepräsidenten, Directoriums-Mitgliedern des Enke waren auch früher mehrere Reichstagsabgeordnete, und Niemand hat sich daran gehoben. Diese Stellen waren nicht incompatibel mit dem Berufe des Volksvertreters, so lange diese mit oppositionellem Mandat im Reichstagssaale ihren Sitz einnahmen.

Niemand beschuldigte den Culturverein politischer Bestrebungen, so lange Graf Gabriel Bethlen mit seinem Groll über das unfreiwillige Verlassen des Groß-Roller Obergespanspostens hinter dem Rücken des Grafen Albert Apponyi saß, und Gabriel Ugron und Nicolaus Bartha die allein seligmachenden Grundzüge der äußerst linkslichen Politik drinn im Abgeordneten-hause verkündeten konnten. Auch das war Politik nicht, als sie die 1892-er Hauptversammlung des Enke in Maros-Vasarhely dazu benutzten wollten, die Radikale der Nationalpartei in die siebenbürgischen Wahlbezirke der Regierungspartei einzuschmuggeln.

Als hernach Graf Apponyi, noch umkleidet von dem Scheine der in Maros-Vasarhely angeordneten Fackeln, von der Versammlung des Culturvereines in Begleitung des Vereinspräsidenten direct nach Medgyesfalva fuhr, um dort beim Grafen Sazar in der Parteiberathung der Nationalpartei den Vorsitz zu führen, so kostete Andern auch nicht eine Spur von Politik an. Ja, Bauer, das ist was Anderes! Doch das ist schon Politik, gefährliche Politik, die dem Enke das Grab gräbt, daß der arme Josef Sandor Reichstagsabgeordneter geworden und als solcher hinter dem Baron Desider Bassy seinen Sitz gewählt hat. Das ist entsetzlich! Wer hat jemals von solcher Perfidie gehört, daß ein Hauptfunctionär, der erste Arbeiter, die Seele des Enke mit den Wölfen nicht heulen wollte?

Das große Publicum sieht genau, was hinter den Coulisfen geschieht. Die aus dem Abgeordneten-hause hinausgeschickten Herren Gabriel Ugron und Compagnie haben sich nicht bloß als Landes-Hellerein constituirt, sondern möchten jetzt auch den Enke in ihre Gewalt bekommen. Können sie hier festen Fuß fassen — so calculiren sie — dann dürfte es vielleicht gelingen — wenn auch keinen Seltner Putsch zu versuchen, so doch — den archimedischen Punkt zu finden, von dem aus die Regierungspartei in den siebenbürgischen Landesparlamenten aus ihren festen Angeln gehoben werden könnte. Ist es denn überhaupt denkbar, daß Gabriel Ugron und Nicolaus Bartha andere Wege, als die der oben, unversöhnlichen Politik wandeln können? Parteihass und Parteifanatismus sind unzertrennlich von ihrem Wesen. Hinausgeworfen aus dem Parlamente, suchen sie einen festen Boden, wo sie den Fuß ansetzen und zum Sprunge sich vorbereiten können.

Der Hauptsecretär des Enke ist ihnen ein Dorn im Auge. Das Vertrauen des Magyarenhums in den siebenbürgischen Landesparlamenten, die in seiner Hand zusammenlaufenden Fäden der Angelegenheiten des Vereines machen ihn zu einer Art von Macht. So lange er auf diesem Posten ist, können die Herren den Verein nicht zum Knechte ihres Parteihasses, zum schmutzigen Fahnenträger ihrer noch schmutzigeren, ektigen Politik herabwürdigen.

Da sie in ihrem Zueinsteife durchaus nicht wählertüchtig sind und die öffentliche Aufmerksamkeit in anderer Weise auf sich zu lenken nicht vermögen, kamen sie nach Klausenburg und inscenirten in der Ausschussung des Enke einen Scandal; sie haben ihren Zweck erreicht; in ganz Ungarn wird von dieser „Schweineerei“ gesprochen und geschrieben.

Ein Culturverein soll aber keine Politik treiben, weder oppositionelle, noch regierungsfreundliche. Wenn der Ugron-Bartha'sche Plan gelänge, was würde aus dem Vereine? Wehe ihm, wenn die aus dem Parlament hinausgeworfenen Ritter von ihm könnten: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich so recht meine Freude habe.“

Die Vorhebung wird das Land wohl behüten vor einem Culturvereine, an dem derlei Hellerbüchsen-Helden ihre helle Freude haben würden. Aber auch die öffentliche Meinung wird dafür sorgen, daß der siebenbürgisch-ungarische Culturverein keine Ablagerungsstätte für den Mist aus dem Stalle von Politikern erhalten werde, die bei den Reichstagswahlen elendiglich durchgefallen sind und in ihrer maßlosen Wuth über die ihnen zu Theil gewordene, reichlich verdiente Misshandlung die Hölle in Bewegung setzen möchten, um — wenn in keiner anderen Weise, so mindestens — im Wege außerparlamentarischer Scandalöcher Rache zu üben.

Die ungarische Nation, die den Enke in ihr Herz geschlossen, wird nicht dulden, daß bankrotte Politiker zu gerechtem Vergerniß aller anständigen Menschen Orgien in dem Vereine veranstalten.

Die Vorgänge in der Türkei.

Wien, 22. Februar. Das „Neue W. Tgl.“ meldet: Die Verschickung der kretensischen Insurgenten durch die Kriegsschiffe der Großmächte erfolgte keineswegs auf Grund neuer Instruktionen, die die Schiffcommandanten haben vielmehr sehr weitgehende Vollmachten, so daß die notwendigen Militärmaßregeln von der diplomatischen Action unabhängig sind. Die Erklärung des Königs Georg an einen auswärtigen Vertreter enthielt nach hieher gelangten Berichten noch leistungsvolle Ausrufe, als das Journal „Aly“ meldete. Diese Haltung des Königs kann nicht einflußlos auf jene Cabinete bleiben, welche die Schonung Griechenlands wünschlen. Der Schwerpunkt liegt jetzt darin, einen Ausweg zwischen dem deutschen Vorschlage, dem übrigen Rußland zuzustimmen, und dem Wunsche Englands zu finden. Besteres unterbreitete bisher keinen formellen Vorschlag. Die Meldung, daß die Mächte die Pacificirung und die Verwaltung Kretas Italien übertragen wollen, entbehrt jeder Begründung.

Triest, 22. Februar. „Piccolo“ meldet aus Cetinje: Eine bewaffnete Bande von acht-hundert Albanesen marschirt gegen Macedonien. Die albanische Liga erhielt Befehl, sich zu organisiren. In Albanien erfolgt die Mobilisirung von 12 türkischen Infanteriebataillonen. In Nikisch werden zwei Landwehrcompagnien concentrirt. Montenegro rüstet an seinen Grenzen.

Magusa, 22. Februar. Die Chefs der albanischen Stämme erklärten sich bereit, der Porte 30.000 Mann Hilfstruppen zur Verfügung zu stellen, deren Bewaffnung jedoch der Staat besorgen müßte.

Berlin, 22. Februar. Der „Local-Anzeiger“ meldet aus Kopenhagen: König Georg von Griechenland telegraphirte seinem Vater, dem König von Dänemark, er habe beschloffen, nach Kreta abzureisen, um das Commando des Heeres zu übernehmen.

Das Wolffsche Bureau“ meldet aus Athen: Der Minister des Aeußeren begab sich heute zu den verschiedenen hiesigen diplomatischen Vertretern, um gegen die Beschickung der Stellung der Aufständischen auf den Höhen bei Saleppa und gegen die hierin gelegene Begünstigung der türkischen Truppen zu protestiren.

Trotz der letzten Erklärungen des „Neuer'schen Bureau“ dauert hier das Mißtrauen gegen England fort. Man vermuthet, England habe selbst in irgend einer Form Absichten auf Kreta und werde Griechenland, dessen Mangel an Geld es betont, abzuhaken suchen.

Vom Kreuzer „Kaiserin Augusta“ ist aus Canea unter dem Geßtrigen, 9 Uhr 50 Minuten Abends folgende Meldung eingetroffen: „Gegen die unter griechischer Flagge von Olen auf Canea vorrückenden Insurgenten wurde gemäß der Abmachung der commandirenden Officiere im Verein mit den österreichisch-ungarischen, russischen und englischen Kriegsschiffen gefeuert. Die „Kaiserin Augusta“ gab als Flaggenschiff den ersten Schuß ab.“

Paris, 22. Februar. Wie die „Agence Havas“ aus Athen meldet, richtete der Kronprinz an das Bataillon seines Regiments, welches bei der Einnahme des Forts Bukolies gekämpft hatte, ein Telegramm folgenden Inhalts: „Ich bin stolz auf den von meinem Regiment erlittenen glänzenden Sieg. Ich beglückwünsche die Officiere und Soldaten. Das Andenken der heldenmüthig gefallenen Soldaten wird ein ewiges sein.“

„Gaulois“ bringt eine Depesche aus London, in der die unbesetzte Stellung wieder aufgemärmt wird, daß alle Mächte sich geeinigt hätten, Italien im Namen Europas das Mandat zu übertragen, Kreta zu pacificiren und zu verwalten, bis es durch eine definitive Lösung möglich sein werde, aus Kreta ein autonomes Fürstenthum zu machen. Das Blatt fügt hinzu, man sei in London jetzt unbesorgt wegen der Zukunft, in Folge der Gewißheit, daß keine Macht den Krieg wolle.

Die „Agence Havas“ meldet aus Athen: Wie verlautet, nahm ein türkischer Transportdampfer in Heraklion türkische Soldaten an Bord und geht in Begleitung eines englischen Torpedobootes nach Canea ab, woselbst er wieder andere Soldaten aufnehmen soll. Man berichtet, die gemeldete Warnung der Schiffcommandanten an den Obersten Basso's beziehe sich nur auf einen Angriff auf Canea. Basso's werde daher einige strategische Punkte im Innern der Insel besetzen. Der officielle Bericht des Obersten Basso's über den Kampf bei Bukolies besagt: 17 Soldaten wurden getödtet und 1 Lieutenant und 20 Kretzer verwundet. Das Fort wurde mit Dynamit in die Luft gesprengt. Auf die Meldung, daß die Garnison von Canea einen Ausfall gegen die Christen machte, sandte er diesen eine Compagnie Freiwilliger zur Unterstützung. Außer 1500 Soldaten der Garnison von Canea nahmen 2500 Makedonien an dem Kampfe gegen die Kretzer theil. Nach einem anderthalbstündigen Kampfe mußten sich die Türken in die Stadt zurückziehen. In dem Fort Agbia machten die Griechen reiche Beute. Auch die Verwundeten fielen in ihre Hände. Die Verluste der Türken sind unbekannt. Auf Seite der Griechen fielen 2 Officiere. Mehrere Unterofficiere wurden schwer verletzt.

Eine Anzahl junger Griechen begab sich heute Früh ohne Begleitung nach dem Iyoner Bahnhof, um nach Griechenland abzureisen. Es ereignete sich kein Zwischenfall.

Die philhellenische Bewegung dauert in studentischen und socialistischen Kreisen fort, jedoch ohne besondere Wirkung. Die Studenten demonstrieren wegen des Eingreifens der Polizei nicht mehr auf der Straße, auch die Socialistischen und die Revolutionäre beschränken sich auf Meetings, um gegen die Haltung der französischen Regierung zu protestiren. In dem Meeting am Samstag ergriff unter allgemeinem Enthusiasmus auch ein junger Grieche das Wort. Er sagte: „Wir werden unser letztes Hemd verkaufen, um Pulver anzuschaffen. Diesem edlen Frankreich wird unser Ruf gelten: Die

Fenilleton.

Auf Leben und Tod.

Novelle von A. Gumbaccar von Stuttgart.
(12. Fortsetzung.)

„So, wirklich?“ rief Hermann in besüßtem Tone. „Also wenn man im Leben Widerwärtigkeiten zu erdulden gehabt hat, scheidet man dann wie ein armer Sünder durch die Welt?“

„Spotte nicht, Du thätest mir weh damit, denn ich fühle wirklich herzliche Theilnahme für den Armen. Ich habe ihn hier zufällig kennen gelernt — eigentlich war ich es, die ein Kennenlernen veranlaßte, weil er mir schon seit einiger Zeit seiner tiefen Gedrücktheit wegen aufgefallen war. Wir sind logar gute Freunde geworden, seitdem er mir sein Vertrauen geschenkt und seine traurige Lebensgeschichte mitgetheilt hat. Ich will Dir einmal Einiges darüber erzählen. Du sollst dann selbst urtheilen, ob er nicht wirkliche Theilnahme verdient.“

„Aber, Margarethe, muß denn Alles wahr sein, was Einem ein fremder Mensch erzählt?“

„Darauf könnte ich Dir mit demselben Recht erwidern: Muß es eine Lüge sein?“

„Zum Theil eher,“ versicherte Hermann. „Wenn Jemand einen so unympathischen Eindruck hervorbringt, wie Jener, muß man einigermaßen auf seiner Hut sein. Besonders in der Fremde, wo sich viele sonderbare Individuen herumtreiben. Wie oft hört man da von allerhand Hochapsteln, die mit den unglaublichsten Mitteln arbeiten, um ihre unlauteeren Zwecke zu erreichen; und ich versichere Dich, Margarethe, der erste Eindruck, den ich von jenem Manne empfangen habe, war ein gerade unympathischer — fast möchte ich sagen unheimlicher.“

„Wenn man bei Allem und Jedem immer auf den ersten Eindruck urtheilen wollte, wohin käme man da, Hermann! . . . Nein, ich versichere

Dich, Du thust ihm bitter Unrecht, ich sehe dafür ein, daß Du Dich diesmal täuschst.“

„Wie wimm Du seine Partei ergreiffst!“

„Nun ja, ich leugne es gar nicht, denn ich habe meine Gründe hiezu. Sieh, Hermann, er ist einer von Jenen, die in der Welt nichts, als Feindseligkeiten erlitten haben; vom Schicksal verfolgt, von den Menschen verfolgt, fühlen sich solche Bedauernswürthe in einer Lage, die sie früher oder später zur Verzweiflung treiben muß. Ich finde das höchlich, abschreckend von den Menschen. Man soll und darf nicht nach bloßen Eindrücken sein Urtheil bilden und man soll es in dieser Hinsicht nicht jenen Durchschnittsmenschen nachmachen, die die Andern logiren, je nachdem sie ihnen zu Gesicht stehen. Und gerade weil Jadas — Wladimiroff — verbesserte sie sich rasch — ein Opfer vielseitiger Verfolgung war, fühle ich es als Pflicht, ihn als das zu behandeln, was er wirklich ist: als ehrenwerthen Menschen. Und ebenso rechne ich auf Dich, denn Du siehst Gott sei Dank auch außerhalb der Philister-Schablone. Ich denke, meine Freunde werden auch Deine Freunde sein, und darum bitte ich Dich, behandle ihn bei einer künftigen Begegnung freundlicher, als Du es heute gethan hast. Er ist durch das schroffe Wesen vieler so eingeschüchtern, daß er gleich zur Vermuthung kommt, ein neuer Feind sei ihm da erwachsen, und ich möchte nicht, daß er das von Dir glaube; Du sollst ihm in der Wirklichkeit so erscheinen, wie ich Dich ihm wiederholt beschrieben habe.“

„Natürlich werde ich Deinen Wunsch respectiren, Margarethe. Es ist ja auch möglich, daß ich mich bei der ersten Begegnung vornehmen ließ. Ich will mir also Mühe geben, Dich zufrieden zu stellen. Ich lenne ja Dein gutes Herz, den Drang, der in Dir liegt, fremdes Leid zu mildern — und es ist sehr schön von Dir, daß Du da wieder als barmherzige Schwester aufgetreten bist. Ich wünsche nur sehr, daß Du vor jeder Enttäuschung bewahrt bleibst.“

Hermann sprach mit vollster Aufrichtigkeit und in diesem Augenblicke nahm er sich auch ernstlich vor, gegen Margarethe's Schilling — wie er ihn scherzend in Gedanken nannte — ein freundlicheres Benehmen bei einem nächsten Zusammentreffen an den Tag zu legen, — allein dieses Zusamen-

treffen fand möglicherweise gar nicht mehr statt, denn Wladimiroff ließ sich nirgends in den belebteren Stadttheilen blicken; wie es schien, beschränkte er sich einzig und allein auf den Lido — und dieser Gedanke war Hermann gerade nicht sehr angenehm, denn die Vermuthung lag nahe, daß er speciell an Margarethe's Gesellschaft einen besonderen Gefallen fand. Was aber Hermann am meisten bei der Sache zu irritiren begann, war, daß Wladimir, die offenbar erfahren hatte, daß eine Begegnung zwischen den beiden Männern stattgefunden, in förmlich aufdringlicher Weise das Gespräch auf Wladimiroff lenkte. Gestrich einmal brüstete sie sich mit seiner „Entscheidung“ und dann wußte sie regelmäßig allerlei Räuberdes, Edeles und Gutes über ihn mitzutheilen. Wie oft sie ihn sah, oder welche Bekanntschaften sie angeknüpft hatte, um über ihn informirt zu werden, das war nicht recht aus ihr herauszubringen, aber Thatfache war, daß sie bis zur Ermüdung über ihn schwärmte und daß diese vertraulichen Mittheilungen immer Margarethe's Beifall fanden. Hermann ging das bald an die Nerven und er konnte sich nicht enthalten, einmal ärgerlich zu rufen: „Aber Fräulein Wladimir, finden Sie denn wirklich kein dankbareres Thema für Ihre Beobachtungen? . . . Das ist ja schon beinahe ein Cultus, den Sie mit diesem Menschen treiben!“

Er war ganz betroffen, als er nach diesem Ausfall einen Blick Margarethe's auffing, in dem ein Ausdruck von zorniger Erregung lag. Im Nu war jedoch dieser Ausdruck verschwunden und hatte dem milden Vorwurfs Platz gemacht. Am nächsten Morgen aber, als sie mit Hermann allein zum Besuch einer Silberausstellung fuhr, begann sie, wie durch einen hastigen Zug zu erzählen. Hermann hörte schweigend zu; als sie geendet hatte und ihn fragend anblickte, als erwarte sie nun eine Theilnahme-Bestätigung für das traurige Schicksal ihres Freundes, sagte Hermann ruhig: „Wenn ich Dir aufrichtig sagen soll, welchen Eindruck das Ganze auf mich hervorgerufen hat, so muß ich gestehen, keinen guten. Es scheint mir darin so Vieles übertrieben, wenn nicht geradezu erfunden, daß ich eigentlich annehmen möchte, ein Scheitel vom Roman sei wahr — neun Scheitel aber seien Dichtung. Oder wenn nicht gerade Dichtung, so doch ungarbeitet, daß die schöne Rolle immer nur wieder dem Helden zufällt, während fast

